



Neue Helvetische Gesellschaft
Rencontres Suisses
Gruppe Bern / Berne

Veranstaltungsreihe 2008/09 der Gruppe Bern zum Thema „Wertewandel“

NHG/TS Bern beabsichtigt mit dem neuen Veranstaltungszyklus eine Bestandesaufnahme aktueller Veränderungen. Es geht ihr nicht um eine Rückschau in nostalgischer Verklärung, sondern darum, den gesellschaftlichen Puls zu spüren und mit kompetenten Fachleuten in lebhaften Diskussionen heraus zu finden, wo welche Werte verschwinden, neue auftauchen, welche Werte den Jahrhundertwechsel überdauert haben und uns weiterhin leiten.

Unterschiedliche Themen stehen im Focus der vier Veranstaltungen:

1. Wandel in der Familie: neue Männerbilder, neue Männerrollen?..... 1
2. Solidarität und Ambivalenz – Generationenbeziehungen heute3
3. Bildung im Widerstreit der Werte.....6
4. Bedroht die Hirnforschung unser Menschenbild?9

In den folgenden Zusammenfassungen erhalten Sie einen Überblick über die Einführungsreferate und die Schwerpunkte der Podiumsdiskussionen.

1. Wandel in der Familie: neue Männerbilder, neue Männerrollen?

Nach den Frauen beginnen sich zunehmend auch Männer über ihre Rolle in Beruf und Familie Gedanken zu machen. **Bänz Friedli** (41) lebt als Hausmann mit seiner Frau und den beiden Kindern in Zürich in einem neuen Familienmodell und beschreibt seinen Alltag in Kolumnen im Migros-Magazin (zu lesen + zu hören auf www.migrosmagazin.ch/friedli):

*„Habe ich Ihnen eigentlich schon gesagt, wie öd ich die ganze Frauen-an-den-Herd Diskussion finde? Da schreibt eine deutsche TV-Frau namens Eva Herman ein Buch, wonach frau die wahre Erfüllung daheim am Herd finde, und schwupps, wird's ein Bestseller. Dass besagt Eva nach eigenem Bekunden nie ein Bügeleisen in Händen hält und ihren einzigen Sohn Samson von einem Kindermädchen aufziehen liess, wen kümmerts? „**Evaprinzip**“ tönt halt gut.*

*Aber ich will Ihnen jetzt mal **das Bänzprinzip** erläutern: Frauen gehören auch in die Arbeitswelt und Männer auch an den Herd. Punkt. Manche Frauen haben keine Wahl, sie müssen arbeiten gehen. Andere wollen es, und das ist auch okay. Neue Kinder brauchen wir trotzdem, sonst stirbt das Land aus, was ja auch schade wäre. Also sollen, hü! Wirtschaft und Politik die Bedingungen für Teilzeit- und Sharingmodelle schaffen. Denn nur wenn Frauen von ihren Männern daheim echt entlastet werden, können sie das Berufsleben unbesorgt angehen. (...)*

Ausschnitt aus der Kolumne „Wir Teilzeitpapis“

Die Rolle der Männer und Väter

Einführungsreferat von **Markus Theunert** (35), Präsident des Dachverbandes Schweizer Männer- und Väterorganisationen und Herausgeber der Schweizer Männerzeitung. Kontakt: theunert@maenner.ch

These 1

Auf der Einstellungsebene ist viel geschehen in Sachen Gleichstellung – politisch, sozial, wirtschaftlich, individuell – auf der Verhaltensebene aber wenig.

Theunert teilt die Männer in Bezug auf ihr Geschlechterverständnis in vier Gruppen auf: 20% sind Konservative, 30% „Pragmatische“, die so tun, als ob sie aufgeschlossen wären, 30% sind Verunsicherte und 20% bewusste Männer.

Nur 12% aller Männer arbeiten teilzeitlich und übernehmen einen Anteil der Hausarbeit.

These 2

Männer **reagieren** auf Gleichstellungsbemühungen der Frauen (mit Unterstützung oder mit Widerstand), **agieren** aber kaum. Sie nehmen sich nicht als Gruppe mit gemeinsamen Interessen wahr, sondern privatisieren ihre Auseinandersetzung. Ohne eigenständigen Beitrag der Männer wird gelebte Gleichstellung jedoch eine Vision bleiben.

Männer verstecken also ihr Unbehagen und erleben es individuell. Sie haben, nach Theunert, „mentale Barrieren“ eingebaut und merken zu wenig und oft zu spät, wie schlecht es ihnen geht. Die Folgen lesen wir in der Gesundheitsstatistik: Herzinfarkte, Unfälle, Selbstmorde... In der Parteipolitik ist „der Mann“ noch der Normalfall, Frauen organisieren sich in speziellen Sektionen und Gruppen. Trotz (oder wegen) dem ist keine bewusste Männerperspektive auszumachen.

These 3

Männer wollen sich nicht ändern lassen. Damit Veränderung geschieht, müssen sie Gleichstellung zum eigenen Anliegen machen. Dafür braucht es eine klare Differenzierung zwischen Frauenpolitik, Männerpolitik und Gleichstellungspolitik.

Appelle an Männer, so Theunert, blockieren Veränderungen, lösen eine Widerstandsdynamik aus. Männer müssen einen eigenen Weg finden. Als Etikettenschwindel entlarvt er die Gleichung „Frauenpolitik sei Gleichstellungspolitik“. Die anvisierte Gleichstellung müsse von Frauen und Männern gemeinsam und in symmetrischen Prozessen definiert, verantwortet und getragen werden. Er unterscheidet drei Wege, die als gemeinsamen Horizont **Chancengleichheit** anstreben:

Gleichstellungspolitik

Ziel: Frauen und Männer entwickeln gemeinsam Perspektiven geschlechtergerechter Rahmenbedingungen.

Forderungen: z.B. finanzielle Gleichbehandlung egalitärer Partnerschaftsmodelle.

(Frage aus dem Publikum: Wieso werden als Gleichstellungsbeauftragte stets Frauen gewählt?

Auch Theunert stört das, es müsste eine gerechte Verteilung zwischen den Geschlechtern gesucht werden.)

Frauenpolitik

Ziel: Beseitigung von Diskriminierungen aller Art. traditioneller Männlichkeit

Forderungen: z.B. Lohngleichheit

Männerpolitik

Ziel: Aufweichung der Rollenvorgaben

Forderungen: z.B. Vaterschaftsurlaub

These 4

Um Interessen der Männer zu formulieren und im politischen Prozess zu vertreten, braucht es eine **Männer- und Väterlobby**. Diese darf aber nicht (nur) anwaltschaftlich Eigeninteressen verfechten, sondern muss im Geschlechterdialog Lösungen aushandeln, die Männern und Frauen nützen.

Theunert wirbt für eine seiner Ansicht nach fehlende Männerpolitik. Vorbild könnte die Frauenbewegung der letzten Jahrzehnte sein. Männer hätten (noch) zu grosse **Verlustängste**, die grundlegende Veränderungen verhindern.

Diskussion der vier Thesen

Stefanie Brander, Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Bern, freut sich, dass sich die Männer der Gleichstellungspolitik annehmen. Sie sieht deutliche Veränderungen: Jüngere Männer suchen neue Wege, um sich Berufs- und Familienarbeit zu organisieren, Frauen haben bessere Ausbildungen und arbeiten vermehrt ausser Haus. Grosse Defizite bestehen ihrer Meinung nach immer noch in der Verteilung der (unbezahlten) Hausarbeit. Die Doppelbelastung der Frauen ist durch ihre zunehmende Berufstätigkeit gewachsen. Positiv findet sie es, dass sich Männer erstmals in der Geschichte der Familie vermehrt der unbezahlten Arbeit zuwenden. Ihrer Meinung nach braucht es **strukturelle Änderungen** (um z.B. unerklärliche Lohnunterschiede abzubauen oder vermehrt Frauen in Kaderstellen zu bringen).

Brander hält aber fest, dass weibliches oder männliches Selbstverständnis auch biologisch bedingt ist. Dieser „**Biologismus**“ müsse in die Diskussion mit einbezogen werden.

Friedli sieht sich (noch) als **Feminist**. Solange die Frauen nicht gleichwertig behandelt werden, will er fördernd mithelfen, wie er das als Hausmann beweist. Nach „männer.ch“ sei das zwar die „alte Linie“... Für ihn bedeutet Hausmann-Sein kein Verzicht auf irgendwelche Karriere, im Gegenteil, er erlebe es als grossen Gewinn. Einig ist er sich mit Theunert, dass den Männern **Vorbilder fehlen** für neue Varianten in Berufs- und Familienarbeit.

Theunert stellt fest, dass **Macht, Geld und Sex** immer noch bestimmend sei für die Werteskala der Männer. Dabei wäre der Kampf um Lohngleichheit zwischen den Geschlechtern auch in ihrem Interesse zu führen: der Druck auf die Männer, verdienen zu *müssen*, könnte abnehmen. Zu diskutieren wäre ebenfalls die Tatsache, wieso Sex in die Prostitution „ausgelagert“ wird (seine Vermutung: weil er innerhalb der Partnerschaft zu anstrengen sei...).

Friedli würde gerne eine Wertediskussion führen. Er findet die **Abwertung der Hausarbeit** und den Trend in jeder Werbung, diese zu vereinfachen (Fastfood!) um „Lebenszeit“ zu gewinnen, sei „ein riesiger Fehler“, Haus- und Familienarbeit sei wirtschaftlich wichtig! Die Frage bleibt offen, wie diese unbezahlte Arbeit zum Nutzen von Frauen **und** Männern aufgewertet werden kann. Das Thema springe nicht über in die Politik; Familien, die neue Modelle versuchen, werden zu wenig wahrgenommen.

„Meiner Tochter missfallen die vorgestanzten Rollen ‚taffes Männlein, sanftes Weiblein‘. Sie spielt fürs Leben gern die berufstätige Frau (das hat sie ihrer Mutter abgeschaut), kurvt als Bäuerin auf dem Plastiktraktor durch den Garten und schwadroniert, sie müsse pflügen, der Bauer sei daheim bei den Kindern am Kochen, sie hätten drum Job-Sharing. Oder sie gibt die Businessfrau und muss noch während des Mittagessens schampar wichtige Telefonate auf ihrem Spielzeughandy entgegennehmen (okay, das hat sie vermutlich eher ihrem Vater abgeschaut). Ob ich dann, wenn ich Grossvater sei, ihre Kinder hüten solle, frage ich. „Das ist lieb, Vati“, sagt sie, „aber weißt, für das Kinderhüten, während ich arbeiten gehe, dafür habe ich dann einen Mann.“
Aus der Kolumne „Lobet und preiset die Dame“ von Bänz Friedli im migros-magazin

Zusammenfassung: Urs Graf

2. Solidarität und Ambivalenz – Generationenbeziehungen heute

Einführungsreferat von Prof. Pasqualina Perrig-Chiello, Präsidentin der Leitungsgruppe des Nationalen Forschungsprogramms „Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im Wandel“ („Generationenbericht“, NFP52)

Viel beschworen - aber nicht existent: der Generationenkrieg

Die grundlegenden demographischen und gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte haben die Generationenbeziehungen verändert:

- Familiäre Generationenbeziehungen (Eltern-Kinder, Grosseltern-Enkel) haben sich eher verbessert als verschlechtert. Von einem Zerfall familialer Generationensolidarität kann keine Rede sein.
- Dominant ist vielfach eine „Intimität auf Distanz“.
- Konfliktpotenzial gibt es primär ausserhalb familialer Zusammenhänge: In der Nachbarschaft, in öffentlichen Diskursen, sowie aufgrund von Nachhaltigkeitslücken bei der Sozialpolitik (negative Generationenbilanz des Wohlfahrtsstaates).

Es ist zudem falsch, von einem Generationenkonflikt zwischen Jungen und Alten zu reden, weil wir in Wahrheit in **einer Vier-Generationen-Gesellschaft** leben. Der soeben veröffentlichte „Generationenbericht“, der erste dieser Art in Europa, soll mithelfen, offene Fragen und Vorurteile zu klären.

„Strukturelle Rücksichtslosigkeit“ der Familie gegenüber in der Schweiz

Die eigene Familie steht bei Zwanzigjährigen (in Umfragen erhoben 1994 – 2004) nicht weit vorne in der Rangliste:

Wichtige Lebensziele	1. Eine erfüllte Partnerschaft	4. Einen erfüllenden Beruf
	2. Das Leben geniessen	5. Zwischenmenschliche Harmonie
	3. Gute Bekannte	6. Eine eigene Familie

Diese Einschätzung ist unter anderem eine Folge schlechter struktureller Voraussetzungen in der Familienpolitik der Schweiz: Benachteiligungen von Familien in der Steuerpolitik oder der Mangel an Betreuungsplätzen.

Basierend auf Daten der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung (SAKE) ist davon auszugehen, dass in der Schweiz zurzeit rund 30'000 Betreuungsplätze im Vorschulbereich zur Verfügung stehen, in denen etwa 50'000 Kinder betreut werden. Im Vergleich zu den geschätzten Nachfragepotentialen bedeutet dies, dass Betreuungsangebote für rund 120'000 Kinder bzw. **rund 50'000 Betreuungsplätze fehlen**. Mit dem bestehenden Angebot sind somit erst knapp 40% der geschätzten Nachfrage gedeckt.

Grosselternschaft heute

Für rund 90% der Jugendlichen sind Grosseltern „allgemein wichtig“. Das ergab eine Umfrage unter 12 bis 16-jährigen Jugendlichen. Im Detail erleben sie von ihren Grosseltern folgende Dienstleistungen:

Sind da, wenn man sie braucht	75%	Rat zur Beziehung mit Eltern	45%
Helfen bei Schulaufgaben	60%	Rat zur Freizeitgestaltung	32%
Unterstützen bei Kummer	55%	Finanzielle Hilfe	27%
Rat bei Schul- und Berufsfragen	48%	Rat zu privatem Leben	22%

(Summe der Prozentzahlen aus einer vierteiligen Skala von „sehr wichtig“ und „eher wichtig“)

Es gibt zunehmend mehr Grosseltern als Enkel. Enkelkinder werden Mangelware! Die Beziehungen zwischen Enkelkindern und Grosseltern sind intensiver geworden, wichtig ist aber das Prinzip „**Engagement ohne Einmischung**“. Das traditionell positive Bild erlaubt modernen Grosseltern „neue Freiheiten“. Der Umgang mit Enkelkindern erlaubt ihnen die Anknüpfung an frühere Lebens- und Familienphasen (aber ohne Verantwortung). Im Alter sind Grosseltern oft die einzigen Erwachsenen, die nicht gestresst sind und die sich Zeit nehmen (können). Dank langer gesunder Lebenserwartung können junge Menschen heute länger als früher von aktiven Grosseltern profitieren.

Wertevermittlung zwischen den Generationen

Grosseltern wirken in der Erziehung ihrer Enkelkinder oft kompensierend zu den Eltern. Das heisst, dass Grosseltern eher streng sind, wenn die Eltern sich grosszügig zeigen und umgekehrt. Auf jeden Fall sind die Enkelkinder mit den Grosseltern stark verbunden. Diese Verbundenheit nimmt von Seiten der Enkel jedoch ab dem zwölften Altersjahr ab, während sie seitens der Grosseltern erhalten bleibt. In der Untersuchung der Werthaltungen zeigt sich, dass sich **Grosseltern und Enkel näher** sind, als Eltern und Kinder. So ergibt sich z.B. eine grosse Ähnlichkeit im Bedürfnis nach „Frieden und Harmonie“ in der Familie oder in der „Zurückhaltung der Gefühle“, während sich im Bereich der „Wahrheitsliebe“ die grössten Differenzen zeigen...

Familiale Pflege alter Eltern

Pflegeleistungen werden in unserem Land innerhalb der Familie erwartet und (noch) erbracht. Nur ein Fünftel der über 80 Jährigen lebt im Alters- oder Pflegeheim. Sechs von zehn zu Hause lebenden Pflegebedürftigen werden von Angehörigen betreut. Der Wert der privaten Pflegearbeit beträgt schätzungsweise jährlich 10 bis 12 Milliarden Franken. Diese Arbeit wird zu 80 Prozent von Frauen erledigt. Das Altern der eigenen Eltern ist für die nachfolgende Generation ein einschneidendes Erlebnis.

Nicht wenige der 40-60-Jährigen (vor allem Frauen) erleben einen zweiten **beruflich-familialen Vereinbarkeitskonflikt** (Beruf und/oder Pflege alter Eltern): hohe moralische Verpflichtung, geringe Unterstützung und Wertschätzung, schwindende Möglichkeiten, eigene Bedürfnisse zu verwirklichen. Pflegebedürftigkeit alter Eltern führt zu oft ambivalent erlebten **Rollenumkehrungen** (alte Eltern müssen von ihren „Kindern“ gepflegt werden). Die geschlechtsspezifischen Ungleichheiten in der familialen Pflege haben sich nicht aufgelöst (Hierarchie: Partner/in, Töchter, Schwiegertöchter, Söhne). Frauen übernehmen 71% der informellen Pflegeleistungen innerhalb und 85% ausserhalb des Haushalts.

Generationenverhältnisse und –beziehungen ausserhalb der Familie

Die sog. „**Generationenbilanzen**“ berechnen, wie viele Steuern, Gebühren, Prämien usw. eine Generation dem Staat abliefern und wie viel sie in Form von Renten, Familienzulagen, Bildungs- und Gesundheitsausgaben bezieht. Solche Bilanzen sind heikel, weil sie stark von ökonomischen Prognosen und Änderungen der sozialpolitischen Rahmenbedingungen abhängen. Vor allem aber blenden sie **private Transfers** zwischen den Generationen aus, und die sind sehr gross!

Ein **politischer Verteilungskampf** zwischen Jung und Alt **existiert nicht**. Die politischen Werthaltungen unterscheiden sich nur graduell. Babyboomer und Alt-68-er sind oft progressiver als Junge, die ältere Generation bildet aber politisch keinen einheitlichen Stimmblock (und stimmt nicht rein gruppenegoistisch ab). Persönliche Kontakte zwischen alten und jungen (nicht verwandten) Menschen finden nicht sehr häufig statt, werden aber von beiden Seiten mehrheitlich als zufriedenstellend erlebt.

Jugendlichkeit wurde – für Erwachsene bis ins Rentenalter – zum allgemeinen Wert, wogegen die Jugend selbst langsam zu einer demografischen Minderheit wird. Immer mehr wird die Jugend durch jugendlich gebliebene Erwachsene verdrängt. Die Deutsche Shell-Jugendstudie 2006 zeigt: Jugendliche haben kein schlechtes Bild vom Alter, sondern Probleme mit den „jungen Alten“, die sich zu jugendlich geben.

Fazit

Trotz des vielbeschworenen Generationenkonflikts besteht in unserer Gesellschaft sehr wohl eine Bereitschaft zur Solidarität – insbesondere im familialen Verbund. Diese Solidarität muss nicht bloss gefordert, sondern auch gesellschaftlich anerkannt werden. Sie darf nicht nur die private Angelegenheit der Familien (sprich der Frauen) bleiben, sondern sie soll auf breiter Ebene thematisiert, diskutiert und tatkräftig unterstützt werden. Der Dialog zwischen den Generationen - auch ausserhalb der Familie - muss gefördert werden.

Schwerpunkte aus der Diskussion

Podiumsteilnehmer/innen: Prof. Pasqualina Perrig-Chiello, Nationalrat Christian Waber (EDU) und Grossrätin Nadine Masshardt (SP). Moderation Elisabeth Weyermann, Kommunikationsberaterin.

Wirken neue Kommunikationsmittel positiv?

Perrig (P) war überrascht, wie stark Eltern unter der grossen Mobilität der Jungen (Praktika und Arbeitsstellen in andern Ländern und fernen Kontinenten) leiden, dass sie Mühe haben mit diesem „Zugzwang der Globalisierung“. **Masshardt (M)** findet, dass den Jungen auch in diesem Fall die neuen Möglichkeiten der Kommunikations-Technik (wie Internettelefonie) zugute kommen. Sie seien ganz allgemein kommunikativer und offener als die Älteren.

Waber (W) seinerseits erlebt, dass heute die Medien mit Sendungen wie der „Arena“ im tvdrs zwar die Bekanntheit und Wiederwahl von Politikern fördern, die Kommunikation und eine echte Diskussionskultur aber zerstören. Die „**Mediengeilheit**“ nehme eindeutig zu.

Stimm- und Wahlrechtsalter ab 16 Jahren?

M erlebt, dass den Jungen in der Gesellschaft zu wenig zugetraut wird. Sie wirbt für den politischen Einbezug ab 16 Jahren. Mehr Junge in politischen Gremien bringe mehr Spontantät.

P sieht im hohen „Auszugsalter“ (Auszug aus der elterlichen Familie) eine wichtige Ursache von mangelnder Wertschätzung der Jungen. Die langen Ausbildungszeiten seien schuld an der späten Selbständigkeit. In ihrer Branche kursiert der Begriff des „never empty nest“: nach dem Auszug des letzten Kindes folgt bald das erste Enkelkind ...

W findet, dass die Herabsetzung des Stimm- und Wahlrechtsalters nichts ändern würde. Die jüngsten Ratsmitglieder, so erlebt er es, stimmen immer brav mit der eigenen Fraktion. Es existiere weder eine sichtbare Jugendfraktion noch eine einheitliche Altenpolitik. Positiv hingegen erlebt er immer wieder, dass Junge geradezu „lechzten“ nach der Meinung von erfahrenen Erwachsenen (hier wird er durch **P** bestätigt). **W** wendet sich auch gegen die Forderung von **M**, dass mehr Junge gewählt werden, dass Parlamente einen echten Querschnitt der Bevölkerung repräsentieren *müssten*: Die Wählerinnen und Wähler seien frei, wen sie in ein Parlament schicken, findet er, und wenn die Jugendlichen selber konsequenter an die Urne gingen, könnten sie ja die „Alterslastigkeit“ korrigieren.

Politische Defizite – wer wird benachteiligt?

P hat in der Arbeit am Generationenbericht festgestellt, dass Junge mit Bildungsdefiziten, Jugendliche aus bildungsfernem Milieu eindeutig benachteiligt sind. Abhilfe bringe (nur) eine möglichst frühe Erfassung und Förderung, das sei zudem der billigste Weg. Jugendliche ohne Ausbildung und ohne Arbeitsstelle kämen dem Staat teurer zu stehen. Sie wirbt zum wiederholten Male für mehr Betreuungsplätze. **W** möchte mit einer Steuerreform Familien entlasten. Haus- und Familienarbeit werde vom Staat zu wenig geschätzt und in der Gesellschaft abgewertet.

M ihrerseits wünscht, dass Junge vermehrt in politische Prozesse und Planungen einbezogen werden. Als gutes Beispiel hat sie selber das Jugendparlament erlebt, dort wurde sie u.a. politisiert. Zudem wünscht sie flexiblere Arbeitsbedingungen, denn viele Junge möchten teilzeitlich arbeiten, andere Lebensentwürfe verwirklichen.

„Alles bleibt, wie es niemals war“

Unter diesem Titel organisierte das Landesmuseum in Zürich 2008 eine Ausstellung zum Thema Familie. Sie wurde zur erfolgreichsten Veranstaltung seiner langen Geschichte! **Das Interesse an der Familie ist und bleibt gross.**

Zusammenfassung: Urs Graf

3. Bildung im Widerstreit der Werte

Einführungsreferat von Prof. Dr. Willi Stadelmann, Direktor Pädagogische Hochschule Zentralschweiz PHZ

Prof. Stadelmann stellt sein Referat unter den Titel: **Fördern und Fordern – neue Schlagworte oder alte Bildungsweisheit?**

1. Warum entwickelt sich Begabung und Intelligenz von Mensch zu Mensch unterschiedlich?

1.1 Vererbung und Lernen:

Neue neurologische Erkenntnisse über die Entwicklung des Hirns zeigen, dass die Erbanlage allein für die Entwicklung des Intellekts nicht reicht. Es muss Förderung dazu kommen, denn nur durch Stimulation entfalten sich die Erbinformationen. Durch die Frühförderung werden Hirnstrukturen entwickelt, die für das lebenslange Lernen wichtig sind. Aus Zwillings- und Adoptionsstudien kann man schliessen, dass bei Kindern und Jugendlichen ca. 50% der Intelligenzunterschiede auf die Gene, etwa 25% auf (von Mitgliedern einer Familie geteilte) Umwelteinflüsse und etwa 20% auf ausserfamiliäre Einflüsse (insb. Schule) zurückzuführen sind. Deshalb ist die Zusammenarbeit von Schule und Eltern unabdingbar. Leider wird in der politischen Debatte um Harnos eine Konkurrenz zwischen Schule und Elternhaus konstruiert.

1.2 Neuropsychologische Erkenntnisse

Mittels bildgebender Verfahren kann nachgewiesen werden, dass das Hirn sich beim Lernen physisch verändert. Es werden neue Verbindungen aufgebaut und die bestehenden Verbindungen „schneller“ gemacht. Dabei hat jeder Mensch seine eigene „Lernbiographie“: das Hirn eines Musikers sieht anders aus als dasjenige eines Boxers. Es gilt der Grundsatz „Use it or lose it!“ Die Alzheimerforschung zeigt, dass geistige Aktivität die geistige Gesundheit im Alter begünstigt.

Fördern und Fordern soll nicht Stress sein. Es bedeutet, die Kinder zu eigenem Tun anregen.

2. Heterogenität

Bereits bei der Einschulung gibt es unterforderte und überforderte SchülerInnen (rund 10% sind „Alleskönner“ und 23% sind „Vielkönner“). Die Unterforderung erzeugt die gleichen Stresssymptome wie die Überforderung.

Gruppen von Menschen sind nie homogen – auch Selektion führt nicht zu homogenen Gruppen.

3. Frühe und lebenslange Förderung und Forderung ist notwendig, aber sie muss altersgerecht erfolgen.

Frühkindliche Förderung ist besonders wichtig, da Erfahrungen und Lernprozesse im kindlichen Gehirn viel massivere und dauerhaftere Spuren hinterlassen als im erwachsenen Gehirn. Die Plastizität des Gehirns nimmt mit dem Alter ab; sie bleibt aber lebenslang erhalten. Aus der Forschung im Zusammenhang mit Altersdemenz wissen wir, dass für das Gehirn der Grundsatz gilt: „last in, first out“ - die frühkindlichen Erfahrungen bleiben am längsten erhalten. Frühkindliche Förderung darf aber nicht „Frühstressung“ bedeuten. Sobald Kinder überfordert werden, zeigen sie schlechtere Lernresultate. Eine frühe „Einschulung“ muss kinder-(garten)gerecht erfolgen – leider wird im Zusammenhang mit Harnos oft von früher Einschulung gesprochen, obwohl es um die Kindergartenstufe geht. Heute weiss man, wie kindgerecht gefördert werden kann.

4. Fordern: ein Gegensatz zu fördern?

Es gibt keine Förderung ohne Forderung – das ist eine Frage des Masses . Kinder wollen gefordert werden. Im Unterricht geht es darum, dass das einzelne Kind, die Gruppe und der Lerngegenstand so miteinander in Beziehung kommen, dass alle SchülerInnen **herausgefordert**, d.h. weder überfordert noch unterfordert sind.

Dabei ist es wichtig, dass die Lehrerschaft an einer Schule einen Konsens darüber erzielt, was sie fordert und wie sie die Kinder dabei unterstützt. „Wir und unsere Schule“ nicht „ich und meine Klasse“ sollte entscheidend sein. In einer guten Schule stellen die Lehrpersonen klare Lernforderungen, unterstützen die SchülerInnen beim Lernen und geben ihnen intensives Feedback. An die Lehrpersonen werden ebenso hohe Leistungserwartungen gestellt: Auch sie brauchen Unterstützung. Wichtig ist dabei eine pädagogisch starke Schulleitung: Sie ist an pädagogischen Entwicklungen interessiert, unterstützt das Lehrerkollegium und schafft gute Voraussetzungen für Innovationsprozesse. Sie lädt das Kollegium zu Mitwirkung und Mitentscheidung ein und trifft bei gemeinsam nicht lösbaeren Problemen die notwendigen Entscheidungen.

5. Fazit:

Fördern ohne Fordern ist pädagogisch nicht sinnvoll. Fördern bedeutet u.a. Ziele setzen, also auch fordern, diese Ziele zu erreichen. Fördern setzt Unterstützung, Anregung durch Abmachungen, Zielsetzungen, Korrekturen, Rahmenbedingungen, Anreize voraus. Fördern und Fordern muss kindgerecht und in intensiver Zusammenarbeit mit den Eltern erfolgen. Je mehr die Kinder sich im Unterricht emotional engagieren, desto grösser ist der Erfolg. Der gute Unterricht zeichnet sich dadurch aus, dass die Hoffnung auf Erfolg bei den Kindern grösser ist als die Furcht vor einem Misserfolg.

Ergänzungen der PodiumsteilnehmerInnen:

PodiumsteilnehmerInnen: Irene Hänsenberger (H), Leiterin Schulamt Bern, Albrecht Rychen (R), Altnationalrat, Leiter Berufs- und Weiterbildungszentrum Lyss, Sandra Von May-Granelli (M), Vorsitzende der Geschäftsleitung Feusi Bildungszentrum Bern.

H: Auf städtischer und kantonaler Ebene ist die Frühförderung das vorherrschende Thema. Da von 0-4 Jahren so viel passiert, müssen nicht nur die Fachleute, sondern muss auch die Öffentlichkeit dem Vorschulbereich mehr Aufmerksamkeit schenken.

M: Im Unterschied zur öffentlichen Schule bekennt sich die Privatschule zur Leistungsschule. Vor 15 Jahren war das noch ein Schimpfwort. Frage: wann soll Selektion passieren?

R: In den 70-er Jahren wurde die Begabung nur der Umwelt angerechnet. Heute erkennt man, dass nicht alle die gleichen Voraussetzungen haben. Nicht alle Kinder gehören in die Sekundarschule oder ins Gymnasium.

Schwerpunkte der Diskussion:

Welchen Stellenwert haben die Pisa-Ratings?

S: Die Pisa-Ratings sind kaum relevant, da die Länder oft nicht vergleichbar sind(z.B. Finnland hat nur 2% Fremdsprachige; und: auch der Begriff „Intelligenz“ ist kulturabhängig!).

Leistung/Selektion:

S: Leistung ist nicht per se gut oder schlecht. Für Kinder ist das Wichtigste, dass sie früh in Kontakt zu andern Kindern kommen. Je früher man Kinder aus verschiedenen sozialen Schichten zusammenbringt, desto homogener ist die Förderung.

Zur Selektion: (H) Heute wird zu viel Zeit und Energie in die Selektion gesteckt. Pisa zeigt, dass Selektion nicht funktioniert. Es gibt sehr grosse Überlappungen: Kleinklassenschüler, die in gewissen Bereichen Sekundarniveau haben und umgekehrt. Die Länder, die bei Pisa zu vorderst sind, selektionieren am wenigsten.

Unterschied Staatsschule/ Privatschule:

M.: Privatschule hat den Vorteil, dass sie nur Schüler aufnehmen und behalten muss, die bereit sind, sich an Regeln zu halten. Es kann individueller auf den einzelnen eingegangen werden. Aber (H): Die Öffentliche Schule muss und will alle aufnehmen. Das ist ein Wert, der erhalten bleiben muss und bedeutet nicht, dass die öffentliche Schule keine Werte und Verhaltensregeln kennt. Der Grossteil der Lehrkräfte an öffentlichen Schulen ist sehr motiviert.

Wird von den Schulen heute nicht zu viel verlangt („Hochleistungspädagogik“) da Eltern ihre (Einzel)kinder als „Projekt“ ansehen, das unbedingt gelingen muss?

S: Das trifft leider zu. Eltern wenden heute wenig Zeit für die Förderung ihrer Kinder auf (Mütter ca. eine Stunde, Väter ca. 20 Minuten pro Tag). Andererseits verlangen sie von der Schule gezielte Förderung. Förderung heisst aber gerade nicht „Hochleistung“, sondern „dem Kind helfen, die Welt zu verstehen“. Für Lehrer wie für Eltern gilt, dass Kinder sich nicht primär für den Lehrstoff, sondern für die Lehrperson interessieren: Wichtig sind Wertschätzung, Begeisterungsfähigkeit, die eigene Biographie einbringen. (Was habe ich erlebt? Wie stehe ich dazu?)

Berufsbildung:

R: Die Schweiz zeichnet sich durch eine sehr gute Berufsbildung aus. Diese muss erhalten bleiben, denn die Berufslehre ist für viele SchülerInnen der Eintritt in die Erwachsenenwelt. Sie soll möglichst breit bleiben.

Berufsbild des Lehrers:

S: Leider ist das Ansehen der Lehrerschaft in der Schweiz, im Unterschied z.B. zu Finnland, schlecht, so dass der Lehrberuf oft zweite Wahl ist. Die LehrerInnen sind daran – als Folge ihres häufigen „Jammerns“ nicht unschuldig.

Sollte Förderung noch früher anfangen als bei Harmos vorgesehen?

H: Harmos ist das, was – hoffentlich – im Moment politisch möglich ist. Mit der Basisstufe haben wir einen guten Anfang, der später ausgebaut werden kann. In Bern versucht man die Erziehungskompetenz der Eltern aus bildungsfernen Schichten zu fördern (mit den Kindern spielen, ins Freie gehen, sie einbeziehen) und die Erlebniswelt der Kinder durch Spielgruppen und Kitas zu erweitern. A: Nicht nur Frühförderung, sondern Förderung auf allen Stufen(lebenslanges Lernen)ist wichtig. Bezüglich Erwachsenenbildung ist auch noch viel zu tun.

Zusammenfassung: Bettina Steinlin-Plattner

4. Bedroht die Hirnforschung unser Menschenbild?

Sind wir Menschen im Lichte heutiger Erkenntnisse verantwortungs- und schuldfähig oder sind wir nur willenlose Marionetten unserer grauen Zellen? Gibt es Gott nur weil wir ihn denken? Was ist das Ich, das Selbst, unser Bewusstsein?

Neue Erkenntnisse der Hirnforschung

Einführungsreferat von Prof. Christian Hess, Direktor der Neurologie am Universitätsspital Insel, Bern

Das menschliche Gehirn

„ist das komplexeste Organ im Universum“ (Zitat Hess). Mit nur rund 2% des Körpergewichtes beansprucht es 18% unseres Kalorienbedarfs und 20-25% des vom Körper aufgenommenen Sauerstoffs. Etwa 60% aller menschlichen Gene dienen der Hirnentwicklung! Das Gehirn ist das einzige Organ unseres Körpers, das Schlafphasen nötig hat, um funktionieren zu können. Es steuert sowohl unser Bewusstsein wie auch das Unbewusstsein.

Was ist Bewusstsein?

Ein Problem der Biologie ist es, dass selten klare Grenzen und Antworten gelten, stets stossen wir auf unscharfe Übergänge. Begriffe wie Bewusstsein, Geist, Psyche, Seele oder freier Wille werden in verschiedenen Fachgebieten unterschiedlich gebraucht und haben deshalb unterschiedliche Bedeutung. Bewusstsein – Geist – Seele werden oft als Synonyme verwendet. In Medizin und Psychologie gelten folgende Definitionen:

Psyche Gesamtheit von Bewusstsein und Unbewusstem in der kognitiven und emotionalen Domäne.
Geist umfasst alles was mit Denken, Fühlen, Befinden, Wahrnehmen, Erfahren, Entscheiden, Lernen, Erinnern, Wissen, Vorstellen zusammenhängt.

Bereits R. Descartes hat im 17. Jahrhundert unterschieden zwischen „Geistigem“ als nicht-stofflicher Kategorie und „Materie“. Dieser cartesianische Dualismus dominierte lange Zeit. Heute haben die meisten Naturwissenschaftler ein monistisches (einheitliches) Weltbild. Naturwissenschaftlich (noch) nicht lösbar ist das Leib-Seele-Problem: Wo findet der Geist statt, wo finden wir die Seele? Nur im Menschen? Nur im Gehirn oder auch ausserhalb? Hess stellt fest: „Das Gehirn macht den Geist“ und „Geist ist unsterblich“. Sein Beispiel: Die von J.S. Bach komponierte Musik überlebt seit Jahrhunderten.

Funktionelle Hirnkarten

Hirnkarten können aufgrund von Ausfällen nach Hirnverletzungen und Hirnschlägen recht präzise erstellt werden. So sind heute folgende Zentren in der Hirnrinde (im Cortex) lokalisierbar:

Zentrum für	Bewegung (Motorik)	Hören
	Bewegungsvorbereitung und –koordination	Sprachverständnis
	Körpergefühl und Tastsinn	Gesprochene Sprache
	Raumorientierung	Denken, planen, entscheiden, handeln*
	Sehen	Komplexe Emotionen*

* Höhere Denkfunktionen und Emotionen sind im erweiterten Stirnlappen zu finden. Der ist beim Menschen im Gegensatz zu Tieren stark entwickelt. Ethik, Empathie und die Ich-Empfindung werden hier lokalisiert und gesteuert.

Werden einzelne Teile des Gehirns nicht gebraucht, so verkümmern sie. Sehr wichtig sind deshalb Anregungen aller Art bereits im frühen Kindesalter. Die Umwelt hat Einfluss auf die Struktur des Gehirns! Tröstlich wirkt, dass die Weiterentwicklung der Hirnstrukturen bis ins hohe Alter möglich ist.

Gibt es den freien Willen?

Über diese Frage sind in den letzten Jahren hitzige Debatten geführt worden. Auslöser waren Messungen, mit denen Libet 1981 gezeigt hat, dass im menschlichen Gehirn der Willensentschluss stattfindet, bevor man sich dessen bewusst ist. Führende Neurowissenschaftler haben als Folge (vorschnell) ein Manifest unterzeichnet, das uns den freien Willen abspricht. Das ist aber, so Hess, ein falscher Schluss! Richtig wäre die Aussage, dass unsere Entscheide unbewusst fallen, und – weil das Gehirn recht langsam arbeitet – wir es erst später „wissen“, was wir entschieden haben. Hess stellt in seinem Schlussvotum klar:

- Einen freien Willen im absoluten Sinn gibt es ohnehin nicht, denn jedem Willensakt geht eine Evaluation von Handlungsoptionen voraus (man kann nicht „zufällig“ handeln)
- Die Freiheit besteht philosophisch darin, dass man theoretisch auch anders hätte wählen können
biologisch-objektiv darin, dass die Wahl auf sehr individuellen und momentanen Gegebenheiten basiert, welche faktisch niemals reproduzierbar sind
- Aus der Sicht des subjektiven Ich kann ich frei handeln, das subjektive Erleben an sich ist aber einer naturwissenschaftlichen Ergründung nicht zugänglich und nicht berechenbar.

Stellungnahmen der anderen Fachleute

Wo bleibt unsere persönliche Verantwortung?

Prof. Brigitte Tag, Prof. für Strafrecht an der Universität Zürich

Hirnforschung fasziniert, weil sie auch zentrale Abläufe und Werte enttabuisiert. Gerade darum muss sie durch Fachpersonen erfolgen und bedarf ethischer Begleitung.

Hirnforschung bietet (noch) keine Erklärung für unsere „normalen“ Denkvorgänge und beweist (noch) nicht die Determiniertheit unserer Gedanken oder gar des Menschen.

Hirnforschung betrifft auch **Rechtsfragen**, das erfordert klare Vorgaben:

- Sie kann und darf Freiheitsrechte nicht aushebeln
- Sie darf nicht zu Vorverurteilungen führen
- Sie kann und darf nicht als „Lügendetektor“ eingesetzt werden
- Sie ist ebenfalls im Bildungsbereich mit Vorsicht anzuwenden

Was ist mit Gott und den Werten der Kirche?

Prof. Adrian Holderegger, Prof. für Theologische Ethik an der Universität Freiburg

Für ihn mit theologiegeschichtlichem Hintergrund sei wegen der ins Zentrum gerückten Hirnforschung keine Aufregung nötig. Er versuche das in **drei Thesen** aus der Sicht des Ethikers und Moraltheologen zu begründen:

1. Die Frage, ob es möglich ist, dass der determinierte, der unfreie Mensch trotzdem frei handeln kann, ist für die Theologie ein **altes Thema**. Neu ist es, dass es von den Naturwissenschaften gestellt und humanwissenschaftlich diskutiert wird.

2. Die Behauptung „den Begriff der Seele hat man in der Neurologie gestrichen“ (zitiert nach G. Roth, einem bekannten Hirnforscher) ist unhaltbar. Jeder geistige Prozess (Holderegger unterscheidet hier nicht genau zwischen Seele und Geist) beruht auf einer neuronalen Grundlage. Der **Gegensatz von Materie und Geist** liegt in der Komplexität des „Organisationsprinzip Mensch“ begründet.

3. Ein Unding ist es, von **Neuraltheologie** zu reden. Die Idee, das menschliche Gehirn habe so etwas wie „eine Antenne“, die ihm einen Zugang zu religiösen oder zu esoterischen Erscheinungen ermögliche, ist absurd.

Weiter Ausführungen dieses Referenten zu religiösen Fragen sind unter „Schwerpunkte aus der Diskussion“ nachzulesen.

Und wo bleiben da unsere bisherigen Werte?

Dr. Markus Christen, Neuroinformatiker und Wissenschaftsjournalist, Zürich

Vorbemerkungen: Er gehe, so der Referent, von den folgenden **zwei Annahmen** aus, die seiner Meinung nach einem allgemeinen Konsens entsprächen:

1. Was ich tue, hat mit Aktivitäten des Gehirns zu tun
2. Der neuronale und der kulturelle Raum sind nicht kongruent.

Weitere wichtige Aspekte sind für Christen die folgenden:

- Was unter dem Thema Hirnforschung daher kommt, ist extrem vielseitig und vielfältig.
- Wir bewegen uns mit dem Thema Hirnforschung in einem hochkomplexen Gebiet, in dem sich auch Leute tummeln, die nicht Experten sind.
- Der Einbezug der Neurowissenschaft zur Bestimmung gewisser Standards birgt verschiedene Gefahren:
so in der Rechtsprechung, weil hier ein gesellschaftlich-politischer Prozess die Rahmenbedingungen stellen muss,
auch in der Genforschung besteht ein Gefahrenpotential, hier geht es zusätzlich um ethische Fragen.
Seine Horrorvision: ein Bus, der von Ort zu Ort fährt und mit Hilfe von Scannern Messungen von Hirnleistungen anbietet, die in Ausbildung, bei Stellenbewerbungen, im Strafrecht usw. eingesetzt würden...

Schwerpunkte aus der Diskussion

Die Fragen stellte Dr. Norbert Bischofberger, Redaktor der „Sternstunden“ des SF DRS

Beteiligte: Prof. Hess (He), Prof. Tag (Ta), Prof. Holderegger (Ho), Dr. Christen (Ch)

Debatte über den „freien Willen“

He Die Konsequenz aus der Annahme eines freien Willens führt dazu, dass wir verantwortlich sind für unser Handeln. Es ist falsch, neurowissenschaftliche Thesen auf unsere Rechtssystem zu übertragen und sie als strafmildernd zu betrachten.

Ch Die Debatte, ob der Mensch einen freien Willen habe, darf nicht abgeschlossen werden. Wir müssen uns noch weiter damit auseinandersetzen, wie wir uns verhalten.

Ho Die Diskussion über den freien Willen geht zum Teil von falschen Voraussetzungen aus. Wenn z.B. der Philosoph Peter Singer behauptet, dass wir (nur) körperlich determiniert seien und Kultur wie auch Erziehung keinen Einfluss hätten, so kann er dem überhaupt nicht zustimmen.

Ta Richterinnen und Richter können nicht auf die sehr divergierenden Auffassungen über den freien Willen abstellen. Sie müssen recht konservativ auf einen rechtlichen Konsens abstellen. Tag geht von der Veränderbarkeit des Menschen aus: Jeder und jede könne sich das ganze Leben lang noch ändern. Darum sei eine lebenslange Verwahrung fragwürdig. „Schuld“ sei sicher kein Begriff der Neurowissenschaft, sondern gesellschaftlich und kulturell zu definieren.

Ist Bewusstsein = Selbstbewusstsein? Und wo bleibt die Seele?

He Ein Selbstbewusstsein kann neurowissenschaftlich nicht festgemacht werden, ein Bewusstsein hingegen schon. Wichtig sind dazu die Unterscheidung einer Innensicht und die Rückmeldungen einer Aussensicht. Sehr effizient und überlebenswichtig ist für uns Menschen die nonverbale Kommunikation. Den Begriff „Geist“ akzeptiert Hess, Geist gehöre zum Gehirn, Seele dagegen habe in den Naturwissenschaften nichts verloren.

Ho ist da anderer Meinung: Seele sei das, was dem Organismus das Leben verschafft. Das Selbst, da gehe er mit Damasio (dem Hirnforscher) einig, sei ein Organisationsprinzip. Über Selbstbewusstsein wurde und werde in der Philosophie eingehend diskutiert.

Ch Das Erleben eines Selbst kann sogar im Scanner trainiert werden. Es ist möglich, dass das Selbst-Erleben neue Impulse in die Neurowissenschaft bringt.

Diskurs über die Religion und Darwin

Ho Mit gezielten Versuchen lassen sich Zentren nachweisen, die bei tiefer Meditation im Gehirn aktiv sind. Es hat sich gezeigt, dass in diesen Phasen Zeit- und Raumgefühl abnehmen und dafür ein Glücksgefühl zunimmt. Über Gefühle lassen sich Aussagen machen, nicht aber über Inhalte. Seine Einsichten: „Religion hat mit Gefühl zu tun hat und weniger mit Intellekt und akademischer Lehre!“ und „Religion ist eine kulturelle Errungenschaft, die versucht, Ungereimtes auf einen einheitlichen Standpunkt zu bringen.“

Übrigens ist heute bekannt, dass grosse religiöse Personen oft „Borderline-Figuren“ waren, Paulus z.B. ein Epileptiker.

He bestätigt, dass während epileptischen Anfällen intensive religiöse Erlebnisse möglich sind. Einige biblische Geschichten beruhen wohl auf solchen Ursachen. Ebenfalls durch Fasten können religiöse Erscheinungen forciert werden.

He Zum Thema der Religiosität hat er folgende **These** aus Überlegungen von **Ch. Darwin** aufgestellt:

„Völker mit einer starken religiösen Tradition hatten (und haben?) einen Überlebensvorteil, da z.B. der Einzelne bei kriegerischen Auseinandersetzungen eher bereit war (und ist), sich im Dienste einer übergeordneten Idee für die Gemeinschaft zu opfern. Religion ist also das Resultat natürlicher Selektion und gehört deshalb zum Menschen!“

Bedroht die Hirnforschung unser Menschenbild?

Ch Ganz sicher nicht! Es muss erlaubt sein, den Freiheitsbegriff zu öffnen und frei zu wählen, was uns determiniert.

Ho Als Ethiker müsse er betonen, dass die neuen Forschungsergebnisse unser Verantwortungsfeld erweitern, ganz besonders bei medikamentöser Einmischung.

He Wir dürfen uns nicht bedrohen lassen durch die Hirnforschung. Im Gegenteil, das neue Wissen stärkt das Individuum. Nach wie vor brauchen aber Mediziner ethische Unterstützung von aussen.

Ta Es ist wunderbar, wie viele wissenschaftliche Disziplinen dank der Hirnforschung jetzt miteinander reden. Das möge noch lange so bleiben!

Zusammenfassung: Urs Graf
